

Gisela Zifonun

Das Deutsche als europäische Sprache

Gisela Zifonun

Das Deutsche als europäische Sprache



Ein Porträt

DE GRUYTER

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde durch 39 wissenschaftliche Bibliotheken ermöglicht, die die Open-Access-Transformation in der Germanistischen Linguistik fördern.

ISBN 978-3-11-061615-6

e-ISBN (PDF) 978-3-11-061619-4

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-061653-8

DOI <https://doi.org/10.1515/9783110616194>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.

Library of Congress Control Number: 2021935730

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Gisela Zifonun, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Satz: Integra Software Services Pvt. Ltd.
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Open-Access-Transformation in der Linguistik

Open Access für exzellente Publikationen aus der Germanistischen Linguistik: Dank der Unterstützung von 39 wissenschaftlichen Bibliotheken können 2021 insgesamt neun sprachwissenschaftliche Neuerscheinungen transformiert und unmittelbar im Open Access veröffentlicht werden, ohne dass für Autorinnen und Autoren Publikationskosten entstehen.

Folgende Einrichtungen haben durch ihren Beitrag die Open-Access-Veröffentlichung dieses Titels ermöglicht:

Universitätsbibliothek Augsburg
Universitätsbibliothek Bayreuth
University of California, Berkeley Library
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin
Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin
Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin
Universitätsbibliothek Bielefeld
Universitäts- und Landesbibliothek Bonn
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
Universitätsbibliothek der Technischen Universität Chemnitz
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt
Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
Universitätsbibliothek Duisburg-Essen
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a. M.
Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Freiburg
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Universitätsbibliothek Greifswald
Universitätsbibliothek der FernUniversität in Hagen
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Halle (Saale)
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck
Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel
Universitätsbibliothek der Universität Koblenz-Landau
Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern
Bibliothek des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim
Universitätsbibliothek Marburg
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München
Universitäts- und Landesbibliothek Münster
Bibliotheks- und Informationssystem der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Universitätsbibliothek Osnabrück
Universitätsbibliothek Vechta
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Universitätsbibliothek Wuppertal
ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Hochschulbibliothek
Zentralbibliothek Zürich

Dank

Ohne die gemeinsame Arbeit am Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich: das Nominal“ (vgl. Gunkel et al. 2017) hätte ich dieses Buch nicht schreiben können und wollen. Ich danke den Kolleginnen und Kollegen und hoffe, dass sie nicht nur die Früchte ihrer Arbeit, sondern auch den Geist und die Motivation, die uns leiteten, in veränderter Form hier wiedererkennen können.

Ewa Drewnowska-Vargáné und Lutz Gunkel danke ich für die sorgsame Lektüre verschiedener Kapitel des Buchs und für die Hinweise zu deren Verbesserung. Meiner Freundin Ewa schulde ich darüber hinaus besonderen Dank für ihre unermüdliche Unterstützung bei der Suche nach passenden und erhellenden Sprachbeispielen aus dem Polnischen und Ungarischen. Mein Sohn Dariusz Zifonun und meine Tochter Natalie Zifonun-Kopp haben aus der Perspektive anderer Disziplinen und als interessierte Leser ohne sprachwissenschaftlichen Hintergrund einen kritischen Blick auf den Inhalt des Buchs geworfen und Verständlichkeit und stilistische Klarheit angemahnt. Eva Teubert hat aus freundschaftlicher Verbundenheit die mühselige Aufgabe übernommen, Fehler zu korrigieren und Satzkonstruktionen flüssiger zu gestalten. Sie hat mich dadurch vor zahlreichen größeren und kleineren formalen und stilistischen Desastern bewahrt. Sebastian Weste hat mich bei den Abbildungen und der Erstellung des Gesamtmanuskripts unterstützt. Ihnen allen gilt mein Dank, ebenso auch den ungenannten Freunden und Kollegen, die einzelne Hinweise und Verbesserungsvorschläge beigetragen haben.

Inhaltsverzeichnis

Dank — VII

Kapitel 1

Die zahlreichen Facetten von Sprache und welche davon uns hier am Beispiel der deutschen Sprache beschäftigen werden — 1

Kapitel 2

Wozu Sprache(n)? Worin besteht der Beitrag von Wörtern und Sätzen zur kommunikativen Funktion? — 22

- 1 Einstieg — 22
- 2 Wortschatz und Grammatik: Was zeichnet sie aus? — 23
 - 2.1 Wortschatz: der wahre Reichtum einer Sprache? — 23
 - 2.2 Grammatik: Sie hält die Sprache im Innersten zusammen — 26
 - 2.3 Ein kleiner Exkurs zum Lautsystem — 27
- 3 Erste Runde: Sinn und Bedeutung von Wort und Satz — 29
 - 3.1 Zeichen und Wörter — 29
 - 3.2 Vom „Sinn“ grammatischer Regeln — 39
- 4 Zweite Runde: Schlussfolgern als Weg zur Bedeutung — 41
 - 4.1 Schlussfolgerungen aus „kleinen“ Äußerungen — 41
 - 4.2 Die Bezüge des sprachlichen Zeichens: die Welt, das Ich und der Andere — 43
- 5 Dritte Runde: Sprache – Handeln – Wirklichkeit — 45
 - 5.1 Schlussfolgern und sprachlich handeln — 45
 - 5.2 Sprachstruktur und Sprechakt — 49
 - 5.3 Ein kurzer Exkurs zu Sprache, Wahrheit und Wirklichkeit — 56
- 6 Vierte Runde: Referenz und Prädikation — 60
 - 6.1 Der Aufbau der Proposition — 60
 - 6.2 Die Bestandteile der Proposition – außereuropäisch — 68

Kapitel 3

Das Verb: Zeiten, Modi, Szenarios und Inszenierungen — 72

- 1 Einstieg — 72
- 2 Der Klang der Zeiten — 73
 - 2.1 Wie viele Tempora braucht der Mensch? — 73
 - 2.2 Wie viele Tempora hat das Deutsche? — 75
 - 2.3 Wie strukturieren andere europäische Sprachen den Zeitenraum? — 77

- 2.4 Wozu Aspekt, wenn das Deutsche keinen hat? — 79
- 2.5 Werden die starken Verben schwach? — 82
- 3 Der Wirklichkeits- und der Möglichkeitssinn — 86
- 3.1 „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele“ — 86
- 3.2 „Der Wachtelkönig lebe hoch, der Mensch auch – viele Jahre noch“ — 87
- 3.3 Konjunktive, Subjunktive, Imperative und anderes: die mannigfachen Spielarten markierter Modi — 90
- 4 Szenarios und Inszenierungen — 93
- 4.1 Was geschah, und wie sagen wir es? — 93
- 4.2 Ereignisse und ihre Konsorten — 95
- 4.3 Welche Möglichkeiten der Inszenierung geben uns verschiedene Verben an die Hand? — 101
- 4.4 Die Grammatik der Inszenierung zum einen: das Passiv — 104
- 4.5 Die Grammatik der Inszenierung zum anderen: Medial- und Reflexivkonstruktionen — 110
- 4.6 Argumentrollen und ihre Sprachwertung durch Kasus und andere Mittel — 113
- 4.7 Es kann komplizierter werden mit Subjekt und Objekt — 119

Kapitel 4

Der nominale Bereich: die vielerlei Arten, Gegenstände zu konstruieren — 121

- 1 Einstieg — 121
- 2 Die Nominalphrase: Köpfe und Attribute — 123
- 3 Substantiv, Adjektiv und was sonst? Die nominalen Wortarten — 126
- 3.1 Die Wortart Substantiv: im Deutschen ein vergleichsweise leichter Fall — 126
- 3.2 Exkurs: Substantivgroßschreibung — 129
- 3.3 Die Wortart Adjektiv: vielgestaltig, schwer bestimmbar — 134
- 3.4 Pronomina, Artikel und Konsorten, Numerale: die Schmutzedecke der Kategorisierung? — 139
- 4 Kurze Endung – große Wirkung: die Markierung von Kasus, Genus und Numerus — 144
- 4.1 Die pronominale Flexion im Deutschen: wo Fälle noch sichtbar werden — 144

- 4.2 Die Flexion des Substantivs: Wie wird Numerus profiliert? — **148**
- 4.3 Kongruenz: ein Lehrstück in Kooperation — **151**
- 4.4 Sortierung und Diskriminierung: Genus, Sexus und Gender — **153**
- 5 Die Ordnung der Gegenstände und die Ordnung der Wörter — **159**
- 5.1 Nero, Brot und Spiele: Benamstes, Unzählbares und Zählbares — **159**
- 5.2 *Me first* und dann hinunter bis zum Unbelebten: die Nominalhierarchien — **163**
- 6 Was zu uns gehört: Possession und Possessivpronomina — **164**
- 6.1 Possession: sprachlich ein weites Feld mit innerer Ordnung — **164**
- 6.2 Wie wird Possession ausgedrückt? — **168**
- 6.3 Possession anderswo — **171**
- 6.4 Possessivpronomina — **172**
- 6.5 Wo das Possessivattribut wirklich nicht mehr possessiv ist — **176**
- 6.6 Possessivattribute als Attribute par excellence — **177**

Kapitel 5

Der Satz: wie wir organisieren, was wir zu sagen haben, und wie wir zeigen, was uns wichtig ist — 179

- 1 Einstieg — **179**
- 2 Die Glieder des Satzes: Wo, wann, warum spielt die Musik? Und wie finden wir das? — **181**
- 2.1 Die verschiedenen Arten der Supplemente — **181**
- 2.2 Mut zur Mehrdeutigkeit — **188**
- 3 Lineare Ordnung — **191**
- 3.1 Kurzer Rückblick auf die lineare Ordnung als Indikator der Illokution — **191**
- 3.2 Die Felder des Satzes und wie sie bestellt werden — **192**
- 3.3 Was alles im Vorfeld stehen kann und was nicht dort stehen darf — **198**
- 3.4 Was alles wo im Mittelfeld stehen kann — **204**
- 3.5 Die lineare Ordnung in den Sprachen der Welt und in europäischen Sprachen — **207**
- 4 Satz oder Nichtsatz: Das ist hier die Frage — **211**

Kapitel 6

Der Text: wenn wir kohärent und dabei narrativ oder argumentativ werden — 216

- 1 Einstieg — 216
- 2 Anaphorisierung: wie wir im Gegenstandsbezug kohärent bleiben — 219
 - 2.1 Pronomina und andere Formen der Wiederaufnahme — 219
 - 2.2 Anaphorisierung ohne Pronomen — 225
- 3 Konnexion: wie wir im Sachverhaltsbezug kohärent bleiben — 228
- 4 Tempus: wie wir im Zeitbezug kohärent bleiben — 234
- 5 Ellipse: was in Text und Diskurs nicht gesagt werden muss — 239

Kapitel 7

Der Wortschatz: das Einfache und das Komplexe — 245

- 1 Einstieg — 245
- 2 Wie frei sind wir in der Syntax? Wie sehr legt uns der Wortschatz fest? Wohin gehören „feste“ Fügungen? — 247
- 3 Wie reichern wir unseren Wortschatz an? Neuschöpfungen, Umdeutungen und Entlehnungen — 256
- 4 Wortbildung: der kreative Umgang mit bereits existentem Material — 261
 - 4.1 Ableitungen: die formale und semantische Kraft von Affixen — 262
 - 4.2 Komposita zum einen: über mehrfache Schleifen, strukturelle Ambiguitäten und Fugenelemente — 273
 - 4.3 Komposita zum anderen: Vielfalt oder Einheit der Bedeutung — 278
 - 4.4 Komposita zum dritten: Komposita mit linkem Kopf und exozentrische Komposita — 283
 - 4.5 Partikelverben: die unorthodoxe Form der Wortbildung — 284
- 5 Wort- und Begriffsbildung in anderen europäischen Sprachen und ein Blick über den Rand des Kontinents hinaus — 289

Kapitel 8

Das Deutsche: auf dem Weg zu einem Sprachporträt — 296

- 1 Einstieg — 296
- 2 Erste Runde: Welche Charakteristika des Deutschen wurden vorgefunden? — 297
- 3 Zweite Runde: Rechtfertigen die vorgefundenen Charakterzüge eine Typisierung des Deutschen? Und wenn ja, welche? — 306

- 3.1 Das Deutsche gemäß den hergebrachten Typologien — **306**
- 3.2 Wettbewerbsmodelle: Wie kommt es zu Sprachentwicklung und Sprachverschiedenheit? — **309**
- 3.3 Das Deutsche: Porträt in aller Kürze — **315**
- 4 Dritte Runde: Welche Rolle spielt das Deutsche in einem europäischen Sprachbund? — **316**

Anmerkungen — 319

Literatur — 343

Register — 353

Kapitel 1

Die zahlreichen Facetten von Sprache und welche davon uns hier am Beispiel der deutschen Sprache beschäftigen werden

Die folgenden Kapitel behandeln charakteristische, denk- und merkwürdige Eigenschaften des Deutschen. Sie beschreiben Teile eines Puzzles, die zusammengesetzt ein Bild des Deutschen ergeben. Dieses Bild ist notwendigerweise subjektiv. Nicht nur, dass diese Sprache wie jede andere so zahlreiche Facetten hat, dass kein Bild sie alle angemessen fassen könnte. Auch das Wesen dieser Sprache überhaupt ist vielseitig und je nach Blickrichtung wandelbar. Umso wichtiger ist es, bevor die eigentliche Arbeit am Bild beginnt, die Facetten, die identifiziert werden können, und die Perspektiven, die ich einnehmen werde, zu benennen und zu klären, was in das Bild eingehen wird und welche Gewichtungen vorgenommen werden sollen.

Aktuelle und virtuelle Sprache

Einmal haben wir es mit der lebendigen oder aktuellen Sprache zu tun, die sich in den selbstverständlichen Handlungen manifestiert, durch die wir uns „auf Deutsch“ verständigen. Dabei haben wir jedoch nicht nur eine flüchtige Folge von Lauten im Ohr, sondern wir registrieren und verstehen einen an diese gegliederte Lautgestalt gebundenen Inhalt. Die Lautgestalten tragen Bedeutung; Gestalt und Bedeutung sind untrennbar. Worin das Wesen sprachlicher Bedeutung besteht, darüber streiten sich die Experten. Fest steht, dass wir Bedeutungen mental, also in unserem Gehirn, gespeichert haben, in Assoziation mit jeweils bestimmten Lautfolgen. Das gilt für die Wörter, also die einzelnen Bausteine der Sprache. Satzbedeutungen dagegen sind nicht als Ganze gespeichert, ebenso wenig die Abermillionen Sätze selbst, die wir produzieren und verstehen. Vielmehr kennen wir nur die Bauanleitungen für Sätze des Deutschen – oder der anderen Sprachen, die wir beherrschen – und die mit diesen Regeln verbundenen Vorgaben für die Bedeutungen der produzierten Sätze. Bei jedem Äußerungs- oder Verstehensakt aktivieren wir diese Bau- und Interpretationsregeln.

Damit habe ich bereits die nächste Erscheinungsform von Sprache angesprochen: die virtuelle. Als solche existiert sie in Form unserer Muttersprache und der anderen Sprachen, die wir gelernt haben, in unseren Köpfen – auch ohne dass wir gerade Lautereignisse (oder Schriftsprachliches) hervorbringen

oder aufnehmen. Es gibt somit sicher „eine Sprache hinter dem Sprechen“.¹ Als virtuelle Sprache existiert somit das Deutsche im Kopf jedes Mitglieds dieser Sprachgemeinschaft. Auf welche Weise sie in unserem Geist oder gar in unserem Gehirn existiert, wissen wir nicht, auch wenn die Neurowissenschaften uns phantastische bunte Bilder etwa über die Aktivierung von Gehirnarealen beim Sprechen und Vernehmen von Sprache liefern können. Wo Sprachverarbeitung stattfindet und auch welche Neuronen-Milliarden bei der Sprachverarbeitung „feuern“, sagt so viel und auch so wenig über die geistige Natur der Sprache wie die Ausschüttung von Oxytocin über die psychische Natur der Liebe. Da wir aber als Sprecher des Deutschen alle (annähernd) die gleiche Sprache sprechen, ist die virtuelle Sprache auch überpersönlich. Sie ist – aus meiner Sicht – eine grundlegende Form des Gemeinguts (*commons*), eine Ressource, an der alle Mitglieder der Gesellschaft gleichberechtigt teilhaben können (sollten).² Sind dann die sprachlichen Regelsysteme in den Köpfen der Einzelnen nur Abbilder eines unbekanntes kollektiven Wesens? Oder, was wahrscheinlicher erscheint, da wir ja kaum an die Existenz einer Geistsprache oder Geistersprache glauben, lernen wir voneinander, von Eltern, Geschwistern, Erziehern und im alltäglichen Austausch mit anderen überhaupt, die Regeln unserer Sprache? So wie wir auch die anderen Regeln unseres sozialen Lebens lernen? Sie existieren zwischen uns und gleichzeitig durch und in uns.

Sprache ist darüber hinaus nicht nur Wortschatz und Regelsystem, also Grammatik, in aktuell lebendiger und virtueller Gestalt, sondern auch individuelles Vermögen bzw. Persönlichkeitsmerkmal, soziales Kapital und historisches Erbe. Zudem steht das Deutsche als Standardsprache den Dialekten und Regiolekten gegenüber; die **eine** Sprache gliedert sich in zahllose regionale, aber auch funktionale Varietäten. Varietäten können sich auch vertikal unterscheiden, nach Schichten des Sprechens, von der gehobenen literarischen Rede bis zum kollegialen Umgangston am Arbeitsplatz. Und schließlich besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen dem geschriebenen und dem gesprochenen Deutsch, zwischen einer Unterhaltung am Mittagstisch und dem Leitartikel der ZEIT, oder auch einer Gattung wie dem Internet-Blog und einem Gedicht von Celan.

Persönlichkeitsmerkmal und soziales Kapital

Durch Sprache geben wir uns oft zu erkennen. Wir Menschen sind, so zeigt uns die Sprechwirkungsforschung, von Natur aus äußerst begabt darin, aus der Stimmfärbung, dem Sprechtempo und anderen Merkmalen zu erkennen, in welcher Stimmung unser Gesprächspartner sich befindet, welche Emotionen ihn gerade bewegen. Man nimmt also intuitiv wahr, ob das Gegenüber

wütend oder traurig ist, auch wenn der Inhalt sachlich oder aufgeräumt sein mag.³ Man hört uns auch häufig an, woher wir kommen, mit wem wir in erster Linie verkehren, welchen Bildungsstand wir haben, aber auch in welcher Gesprächssituation wir uns befinden, z. B. in einer eher vertraulichen oder einer offiziellen. Das Zu-Erkennen-Geben kann absichtlich geschehen, wir können uns unter Umständen geradezu inszenieren als Badisch-Sprecher oder als Kenner von Kiezdeutsch; es kann uns aber auch gegen unseren Willen unterlaufen. Und das kann sogar gefährlich werden: So muss in Ian Rankins Agenten-Thriller „Der diskrete Mr. Flint“ der zeitweilige Schicksalsgenosse des Protagonisten, William Collins, in manch gefährlicher Situation schweigen, um sich nicht durch seinen irischen Akzent als IRA-Mitglied zu entlarven. Sprache wirkt somit als Garant von Gemeinschaft, aber das hat auch eine Kehrseite: Wo Gemeinschaft ist, sind Kontrolle und Konkurrenz, vielleicht auch Feindschaft nicht fern.

Historisches Erbe

Jede „natürliche“ Sprache entsteht, entwickelt sich und möglicherweise stirbt sie einmal. Wie viele „tote“ Sprachen – neben dem Lateinischen oder Altgriechischen – mag es geben? Das Deutsche unserer Zeit, das haben die großen Sprachforscher des 19. Jahrhunderts gezeigt, entsteht in einem langen Prozess aus der indoeuropäischen Sprachfamilie heraus, es ist Teil des germanischen Zweigs dieser Sprachfamilie. Wie das Englische und das Niederländische gehört es zur westgermanischen Gruppe. All diese Entwicklungen vollziehen sich in vorhistorischer Zeit, also vor jedem schriftlichen Zeugnis. Erst als ein westgermanischer Dialekt schon zum Deutschen geworden ist – so sehen wir es zumindest rückblickend – ist uns ein Existenznachweis überliefert: in Form der althochdeutschen zwischen ca. 600 und 1050 entstandenen Sprachdenkmäler, der Merseburger Zaubersprüche, des Hildebrandslieds, der Bibelübersetzungen des Tatian, des Notker und einiger weniger anderer Texte.⁴ Die weitere Geschichte überblicken wir, zunächst allerdings weitgehend auf der vornehmsten Sprachebene: Dem Mittelhochdeutschen (ca. 1050–1350) begegnen wir weitgehend nur als Sprache der Dichtung und der Dichter, denken wir an das Nibelungenlied, die Versepen von Wolfram von Eschenbach und Hartmann von Aue oder die Lyrik des Minnesangs. Auch das so genannte Frühneuhochdeutsche (bis ca. 1650) ist uns als Literatursprache – etwa von Sebastian Brants „Narrenschiff“ – und als so genannte „Kanzleisprache“ überliefert, also der Ausprägung, in der die juristischen und administrativen Texte, z. B. Urkunden, Erlasse oder Gerichtsprotokolle, an den Fürstenthöfen oder in den Freien Reichsstädten verfasst waren. Und natürlich sind die luthersche Bibelübersetzung und Luthers andere Schriften Zeugnisse des Frühneu-

hochdeutschen, ebenso wie die nach der Erfindung des Buchdrucks sprunghaft angestiegene literarische und publizistische Produktion des Reformationszeitalters insgesamt.

Allerdings begegnet uns im Verlauf der Sprachgeschichte nicht **eine** Gestalt des Deutschen, eine Varietät, wie Sprachwissenschaftler sagen, sondern eine ganze Menge regionaler Varietäten, die dann später durch Wissenschaftler eingeordnet und klassifiziert wurden. Überhaupt existierte das Deutsche bis weit in die Epoche des Neuhochdeutschen hinein überhaupt nur in Form solcher regionaler Varietäten. Eine Standardsprache, wie wir sie heute kennen, bildet sich – nach einer Vorläuferphase in Form der Vorherrschaft einer Regionalsprache, nämlich des Ostmitteldeutschen, das auch die Sprache Luthers war – erst im 17. und 18. Jahrhundert heraus, in der Zeit der Aufklärung und der Klassik, zunächst als übergreifende Literatur- und Wissenschaftssprache, dann auch als allgemeine Verkehrssprache. Für die Umsetzung dieser einheitlichen Schriftsprache in gesprochene Sprache gibt es seit 1898 eine Regelung. Offiziell galt sie als „Bühnenaussprache“ nur für das Deklamieren im Theater, sie wurde dann aber mit gewissen Abstrichen als allgemeine Richtschnur, etwa für den Schulunterricht, akzeptiert. Als ‚Nationalsprache‘ spielt die deutsche Standardsprache auch eine Rolle im Kontext der Entstehung des deutschen Nationalstaats Ende des 19. Jahrhunderts. Dabei ist das Deutsche damals wie heute natürlich eine ‚plurizentrische‘ Sprache, die in der Schweiz und Österreich ebenso Nationalsprache oder eine der Nationalsprachen ist. Darüber hinaus werden Varietäten des Deutschen als Minderheitensprache gesprochen, etwa am Rande des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets wie im Elsass oder in Südtirol, aber auch in osteuropäischen Ländern, auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion oder in Übersee.⁵ Auf bundesrepublikanischem Staatsgebiet, in der Lausitz, ist im Übrigen auch die westslawische Sprache Sorbisch in den Varietäten Nieder- und Obersorbisch vertreten, mit heute noch etwa 20.000 bis 30.000 Sprechern.

Wie mag es aber vor dieser Vereinheitlichung gewesen sein, wenn ein Sprecher, sagen wir aus Celle oder Wuppertal, einer Alemannisch-Sprechenden aus dem Schwarzwald begegnete? Haben sie einander überhaupt verstanden? War die Situation womöglich vergleichbar mit der Begegnung zwischen einer Sächsin und einem Schweizer aus einer abgeschiedenen Alpenregion, die beide ihren Dialekt sprechen? Bis ins 19. Jahrhundert hinein bleibt uns das Deutsch des Mannes und der Frau auf der Straße unbekannt. Erst aus dieser Zeit haben wir Briefe und Tagebuchnotizen auch des sogenannten „kleinen Mannes“. Noch weiter müssen wir uns der Gegenwart nähern, wenn wir authentisches gesprochenes Material vorfinden wollen.

Dieser Gang durch die Sprachgeschichte mit Siebenmeilenstiefeln⁶ zeigt nebenbei eine aufregende Facette von Sprache: Sprachen scheinen Lebewesen zu

sein: Sie stammen von anderen Sprachen ab, sie entwickeln sich, werden reifer und älter. Kränkeln und Verfall sind nicht auszuschließen, ebenso wenig wie der Tod. Sind diese Zuschreibungen von Leben und Tod nur bildlich, metaphorisch zu verstehen? Sprechen wir so über die Seinsweise von Sprache(n), weil wir kein anderes Vokabular zur Verfügung haben, meinen das aber nicht wörtlich? Wahrscheinlich verhält es sich so: Biologische Metaphern haben für unser Sprechen eine große Bedeutung, nicht nur beim Sprechen über Sprache, dem so genannten ‚metasprachlichen‘ Sprechen, sondern auch bei anderen Gegenständen der Rede. Auch der Aktienmarkt kann kränkeln und sich erholen, ein Land kann gesunden und blühende Landschaften hervorbringen, seine Bedeutung kann wachsen oder schrumpfen. Aber mit Sprachen hat es doch eine besondere Bewandnis. So können, glaubt man einer Publikation aus dem Jahr 2014⁷, Methoden der Evolutionsbiologie mit Erfolg auch aufs Sprachliche übertragen werden: Die lautgesetzlichen Entwicklungen von Wörtern korrespondieren mit den Prinzipien für die Weitergabe von biologischen Veränderungen, die z. B. durch Genmutationen oder Gentransfer zustande gekommen sind. Die vergleichende Sprachwissenschaft des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts hat aus eben solchen Lautgesetzen den Stammbaum der indoeuropäischen Sprachen rekonstruiert. Diese umwälzenden Einsichten können also heute angeblich mit diesen aus der Biologie bzw. der Bioinformatik adaptierten Methoden „bewiesen“ werden. Noch spektakulärer erscheinen die Verbindungen zwischen genetischen Merkmalen von Teilen der Weltbevölkerung und spezifischen Struktureigenschaften der von diesen Gruppen gesprochenen Sprachen. Eine wichtige Unterscheidung ist die zwischen ‚Tonsprachen‘ wie dem Chinesischen und ‚Nichttonsprachen‘ wie dem Deutschen und allen anderen europäischen Sprachen: In Tonsprachen wird durch die Veränderung der Tonhöhe oder der Tonbewegungen – zum Beispiel einer Bewegung von hoch nach tief in einem Vokal gegenüber der umgekehrten Bewegung von tief nach hoch – ein Bedeutungsunterschied ausgedrückt. In Nichttonsprachen geschieht das nicht. Es liege nun eine Kovarianz zwischen diesen sprachlichen und genetischen Merkmalen vor: „Betrachtet man die weltweite Verteilung dieser Sprachen, so fällt auf, dass sie der Verteilung eines von zwei Allelen – also Ausprägungen – der Gene ASPM und Microcephalin entspricht“, heißt es in einer Mitteilung des Max-Planck-Instituts für Psycholinguistik in Nijmegen.⁸

Jedenfalls sind Sprachen zumindest halbwegs auch Natur. Auf intrikate Weise vermischen sich Natur und Kultur in ihnen, und damit schließlich gleichen sie den Sprechern selbst. Wir Menschen sind ebenfalls ein Mischprodukt von Natur und Kultur, in aller Banalität gesagt. Veränderung, Wandel, ist nicht nur eine sprachgeschichtliche Tatsache, sondern geschieht ständig, wenn auch kaum merklich. Ein Beispiel ist der langsame Abbau der Endung *-e* im Dativ Singular von Substantiven wie *Mann* oder *Kind* bzw. der gesamten Klasse der so genannten starken Non-Femi-

nina. Während noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts Formen wie *dem Manne* oder *im Kinde* stilistisch eher unauffällig waren, finden wir sie heute vorwiegend in sprichwörtlichen Wendungen (wie *Dem Manne kann geholfen werden*) oder wenn der Sprecher sich ironisch bzw. altertümelnd geben will.⁹ Die Sprecher allerdings haben ein ambivalentes Verhältnis zum Sprachwandel. Rational mag ihnen bewusst sein, dass wir Sprachen nicht „anhalten“ können, dass Stillstand Abwirtschaften bedeutet. (Wenn man die angedeutete ökonomische Analogie ernster nehmen möchte: Es geht nicht um weiteres Wachstum, sondern um Anpassungsfähigkeit.) Aber gefühlsmäßig möchten viele Sprecher ihre Sprache so erhalten, wie sie ist. Jede Veränderung wird als Verlust oder Verfall betrachtet. Manchmal wird sogar eine Rückkehr zu früheren Sprachstufen gefordert oder zumindest eine solche vermeintlich reinere Sprachstufe als anzustrebende Idealnorm propagiert.

Und wenn wir ganz an den Anfang zurückgehen: Wie kam überhaupt der Mensch zur Sprache, und wann geschah das? Auch auf diesem Tableau wiederholt sich die Analogie von Sprache und Sprecher: Wie Darwinisten und Kreationisten miteinander über den Ursprung des Menschengeschlechts streiten, so stehen sich, zumindest in der Vergangenheit, die Verfechter des göttlichen Ursprungs der Sprache und die eines „säkularen“ Ursprungs feindselig gegenüber. Heute, so scheint es, ist eine „evolutionäre“ Sicht auf das menschliche Sprachvermögen die übliche Sehweise. In neuester Zeit etwa wird der Zeitpunkt der Sprachentstehung immer weiter zurückverlegt. War noch vor wenigen Jahren fraglich, ob die Neandertaler, die engsten Verwandten des *Homo sapiens*, schon über Sprachvermögen verfügten, so wird neuerdings der Sprachursprung auf die Zeit vor 1,8 Millionen bis 1 Million Jahren datiert.¹⁰ Bei der Frage nach einer so frühen Sprachfähigkeit werden physiologische, archäologische und kulturelle Befunde gegeneinander abgewogen: Der heute als Sprechapparat dienende Teil der menschlichen Anatomie muss gewisse Voraussetzungen erfüllen, damit überhaupt Sprachlaute produziert werden können, das Gehirn muss eine bestimmte Reife erreicht haben, um zu dieser hochkomplexen Aufgabe in der Lage zu sein. Auf der anderen Seite ist eine arbeitsteilige Gesellschaftsform, in der spezialisierte Werkzeuge gefertigt, schamanische Kulte zelebriert wurden und Kreativität ihren Ausdruck in fantastischen Darstellungen fand, etwa in den Höhlen von Chauvet, Lascaux oder Altamira, ohne sprachlichen Austausch kaum denkbar. Dem evolutionären Zeitgeist entsprechend werden verschiedene Szenarien des Sprachursprungs entworfen, bei denen die Sprachfähigkeit jeweils als Überlebensvorteil oder als soziale Anpassungsleistung im Kampf ums Überleben gewertet wird, etwa als besonders effektive Fertigkeit bei der Partnergewinnung, dem so genannten „Bonding“.¹¹ Als plausible Annahme erscheint mir, dass die Lautsprache gestischen Formen der Kommunikation nachfolgte und sich zunächst nur in Form etwa von Anreden und Ausrufen in diese non-verbale Form der Interaktion einmischte. Manche nehmen auch die angeborene Musikalität des

Menschen als Voraussetzung für die Ausbildung einer Lautsprache an.¹² Außerdem hat man sich die „Erfindung“ der Sprache nicht als ein Geschehen von jetzt auf nachher vorzustellen, sondern als eine lange Periode der allmählichen Verfertigung von immer mehr ihrer Funktion oder vielmehr immer vielfältigeren Funktionen angepassten sprachlichen Werkzeugen. Wie differenziert erste „vollständige“ lautsprachliche Äußerungen dann waren, ob es schon so etwas wie Subjekt und Prädikat oder Nomen und Verb gab, das muss Spekulation bleiben.

Wie mag eine solche „Protosprache“ aus der Zeit vor 100.000 oder 50.000 Jahren geklungen haben? Oder: Was mögen die Sprachen der einzelnen Clans „gekonnt“ haben? War ihr Wortschatz eingeschränkt auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens und Überlebens? Fanden sie Worte für ihre Ängste und Freuden oder gar für das Schöne und Göttliche, das sie in ihren künstlerischen Darstellungen feierten? War ihre Grammatik flexibel genug, um das uns vertraute Repertoire an Sachverhaltsbezügen und Sprechhandlungen zu kodieren? Konnten sie mit Sprache in die Zukunft vorausgreifen, über Vergangenes erzählen oder Spekulationen formulieren? Wenn wir etwa den Doku-Fiktionen über die frühe Menschheit Glauben schenken wollen, dann klang das recht „sapiens“haft, ein bisschen rauer und schroffer – eben wie man sich den Menschen dieser Zeiten vorstellt. Woher mögen die Filmemacher nur die Versatzstücke dieser „Sprachen“ nehmen?

Allerdings scheint es einen bitteren Streit zu geben zwischen Wissenschaftlern, die glauben, die Sprachfähigkeit sei aus einer kognitiven Evolution hervorgegangen und denjenigen, die meinen, sie sei das Ergebnis einer kulturellen Evolution. Die „Kognitivist“, wie ich sie nennen möchte und die durch die verschiedenen Spielarten der auf Noam Chomsky zurückgehenden „Generativen Grammatik“ vertreten werden, sehen den entscheidenden Schritt in einer – ggf. durch Mutationen bewerkstelligten – besonderen Fähigkeit des menschlichen Geistes, insbesondere in der Fähigkeit zu rekursiven, also sich selbst einbettenden Strukturen.¹³ Die „Kulturalisten“, die unter anderem bei Sprachtypologen und funktional orientierten Forschern ihre Anhängerschaft haben, sehen Sprache als „cultural tool“, entwickelt, um Probleme des Zusammenlebens dieser besonderen Tierspezies zu lösen.¹⁴ Wie auch in anderen Zusammenhängen, beruht jede der Positionen auf einer einseitigen Überspitzung von kooperierenden Faktoren. Und: Es werden uralte Debatten neu aufgelegt: Die Kognitivist führen Aristoteles' Sicht auf Sprache als Repräsentation des Geistes fort, die Kulturalisten Platons Werkzeuggedanken. Und beide Positionen sind auch schon zuvor immer wieder gegeneinander angetreten; die Positionen werden von Rudi Keller¹⁵ schön dargelegt und auf dem Hintergrund eigener Feldforschung bei indigenen Völkern am Amazonas von Daniel Everett¹⁶ anschaulich dargestellt.

Die eine Sprache und ihre Varietäten

Das Chamäleonhafte an Sprachen wie dem Deutschen zeigt sich vor allem darin, dass wir so vielen unterschiedlichen Erscheinungsformen begegnen und doch irgendwie wissen, dass das alles zu der einen Sprache Deutsch gehört. Dabei kann man gut die einzelnen Erscheinungsformen beschreiben und klassifizieren. So kann man z. B. in der lokalen Dimension Dialekte wie das Südrheinfränkische, das in meiner Heimat, der Gegend südlich von Heidelberg, gesprochen wird, oder das Westthüringische, das um Eisenach gesprochen wird, unterscheiden. Solche eher kleinräumigen Dialekte können hierarchisch zu größeren Dialektgruppen zusammengefasst werden. Das Südrheinfränkische bildet mit anderen benachbarten Dialekten das Südfränkische und auf der nächsten Stufe das Fränkische, das Westthüringische gehört zum Thüringischen und Ostmitteldeutschen. Insgesamt werden drei große Dialektgruppen unterschieden: Niederdeutsch, Mitteldeutsch und Oberdeutsch. Die beiden letzteren bilden zusammen das Hochdeutsche. Die hochdeutschen Dialekte gehören enger zusammen und sind als Dialekte der deutschen Sprache, wie wir sie landläufig verstehen, zu betrachten. Niederdeutsch oder auch Plattdeutsch bzw. einfach „Platt“ hingegen, das in Norddeutschland beheimatet ist, ist, nach Meinung mancher Sprachwissenschaftler, eigentlich kein Dialekt, sondern eine eigene Sprache. Die Verhältnisse zwischen Sprachen und ihren Varietäten – wenn es denn überhaupt „ihre“ sind – sind, dies dürfte den Lesern schon aufgefallen sein, recht komplex und sachlich wie terminologisch miteinander verwirrend. Die Varietät mit der größten Reichweite, die im Deutschunterricht vermittelt wird, heißt heute gewöhnlich Standardsprache oder konkreter Standarddeutsch. Früher war die Bezeichnung Hochdeutsch üblich. Aber Achtung: Hier liegt eine zweite Bedeutung des Terminus vor; Hochdeutsch ist ja auch eine Sammelbezeichnung für die Dialektgruppen Mitteldeutsch und Oberdeutsch. Die Standardsprache, so sagt man, „überdacht“ die zu ihr gehörigen Dialekte. Diese sind in der Regel, was Grammatik, Wortschatz und Lautsystem angeht, eng miteinander verwandt, auch wenn die Dialekte ihre Sonderwortschätze haben und beträchtlich verschieden klingen mögen. Die Standardvarietät ist aus einem Teil von ihnen hervorgegangen, oft im Zeichen politisch-kultureller Dominanz. Das Niederdeutsche nun hat in Grammatik und Wortschatz größeren Abstand zur Standardvarietät und viele Übereinstimmungen mit Dialekten des Niederländischen. Auf der anderen Seite aber bedienen sich Platt-Sprecher heute derselben deutschen Standardsprache wie die Sprecher des Bairischen oder Hessischen. Deshalb wird hier auch von Scheindialektisierung gesprochen, d. h., sprachsoziologisch gesehen verhält sich das Niederdeutsche wie ein Dialekt des Deutschen, strukturell könnte es aber als eigene Sprache gelten.

Die genannte Einteilung in die drei großen Gruppen Niederdeutsch, Mitteldeutsch und Oberdeutsch beruht wesentlich auf Unterschieden im Lautsystem, die auf die so genannte zweite Lautverschiebung zurückgehen – auf etwa 600 bis 800 nach Christus zu datieren – und die das Althochdeutsche (und das Altniederdeutsche) aus den übrigen germanischen Dialekten oder Sprachen ausgliederte. Illustrieren kann man diese Unterschiede – natürlich maximal vereinfachend – z. B. an der Aussprache von standarddeutsch *was* und *Apfel*. Im niederdeutschen Sprachgebiet heißt es jeweils *wat* und *Appel*, im mitteldeutschen *was* und *Appel* und im Oberdeutschen *was* und *Apfel*. Die niederdeutschen Dialekte haben sozusagen am wenigsten Laute verschoben; nördlich der so genannten „Benrather Linie“ bleiben also gemeingermanisches *t*, wie es z. B. noch in engl. *what* vorliegt, und auch *p* (vgl. engl. *apple*) „unverschoben“. Mitteldeutsch und Oberdeutsch werden – ganz grob – durch die so genannte „Speyerer Linie“ getrennt: Nördlich davon heißt es mitteldeutsch *was* und *Appel*, während südlich im Oberdeutschen *p* zu *pf* verschoben ist, somit zu *was* und *Apfel*. Natürlich sind die genannten Linien keine Striche in der Landschaft. Zwar mag man in Mannheim und in der Innenstadt von Heidelberg noch „mitteldeutsch“ *Abbel* (für *Apfel*) sagen und ein paar Kilometer weiter in Leimen „oberdeutsch“ dann *Apfel*; aber insgesamt gibt es ein Dialektkontinuum, wie die Forscher sagen, so dass etwa das Südrheinfränkische eine Art Übergangsdialekt zwischen einer mittel- und einer oberdeutschen Mundart darstellt.

Wie steht es denn aber aktuell um die deutschen Dialekte? Gehen sie uns verloren? Im Augenblick jedenfalls sieht es laut der Dokumentation von Jürgen E. Schmidt¹⁷ nicht allzu gut aus. In Zeiten engster Vernetzung durch schnelle Verkehrswege, durch vermehrte Binnenmigration, durch die Massenmedien und nicht zuletzt die neuen Medien, kommen uns die lebensweltlichen Voraussetzungen für Sprachformen mit geringer Reichweite, also die überkommenen Mundarten, allmählich abhanden. Auch teilweise andere Lebensformen und ein Mentalitätswandel, wie man heute die Änderung von Sehweisen, Einstellungen und Werten zu nennen pflegt, spielen eine Rolle. Viele empfinden den Rückgang der Dialekte aber als einen Verlust und versuchen mit mehr oder weniger großem Erfolg, Ortsdialekte oder zumindest regionale Sprachformen am Leben zu erhalten. Der Trend geht eher zu ‚Regiolekten‘ oder auch – dem offiziellen Standard noch näher – zu ‚regionalen Gebrauchsstandards‘, also Varietäten, die z. B. den gesamten Norden, Südwestdeutschland oder Bayern charakterisieren, und in denen einige wenige lexikalische Besonderheiten auffallen, neben einer Reihe von lautlichen Abweichungen von der Standardlautung, die wir z. B. in ARD und ZDF hören, und einer bestimmten Tonfärbung oder Sprachmelodie. So kann man etwa bereits an der Aussprache des Artikels *eine* erkennen, ob eine Sprecherin oder ein Sprecher – sofern sie oder er sich des regionalen Gebrauchsstandards bedient – aus Nord-

deutschland oder aus Bayern stammt: Die Norddeutsche wird *nə* sagen, der Bayer hingegen *a*. Nach der Aussprachenorm müsste es *ainə* heißen.¹⁸ (Das ‚ə‘ steht dabei für den Murmellaut genannt ‚Schwa‘, also die Art und Weise, wie wir geschriebenes *e* in unbetonten Silben in der Regel aussprechen.)

Neben der Herkunft oder Ansässigkeit der Sprecher in einer Region des deutschen Sprachgebiets, führen auch andere Umstände, etwa die speziellen Anforderungen in der beruflichen, der fachlichen oder wissenschaftlichen Kommunikation, aber auch der offiziellen, sachorientierte oder vertraute Charakter des Austauschs, nicht zuletzt auch z. B. Generation oder Geschlecht potenziell zu einer Ausdifferenzierung eigener Varietäten. So spricht man z. B. über Fachsprachen (wie die juristische oder medizinische Fachsprache oder auch den Jargon der IT-Branche) oder eine Sprache der Nähe gegenüber einer Sprache der Distanz oder auch über „die“ Jugendsprache. Nicht zuletzt bleiben die beiden großen Veränderungen der jüngsten Zeit, die Globalisierung (einschließlich der Migration) und die Digitalisierung nicht ohne Einfluss auf das sprachliche Miteinander. So bilden sich zum einen neue sprachliche Verkehrsformen unter dem Einfluss der von Migranten gesprochenen Sprachen heraus – ein prominentes Beispiel ist hier das so genannte „Kiezdeutsch“. Zum anderen führen die neuen Kommunikationsformen mithilfe von technischen Medien zu neuen Gattungen und veränderten Sprachformen wie dem Internet-Chat, dem Posten in Newsgroups oder anderen Internet-Foren.

Man kann hier im Einzelfall daran zweifeln, ob ein bestimmter Wortschatz (z. B. die Verwendung von *chillen* oder *cool*) oder einzelne Sprüche (z. B. *I bims* oder *geht fit*¹⁹) tatsächlich die Redeweise von einer speziellen „Sprache“ rechtfertigen. Oder geht es nicht eher um einen bestimmten Gebrauch der deutschen Sprache in jeweils spezifischen Umständen, um einen Stil des Umgangs mit ihr?

Wie dem auch sei: Was ist es, das die Varietäten eint? Woran erkennen wir, dass Deutsch gesprochen oder geschrieben wird, auch wenn es nicht das Deutsch des Deutschunterrichts und der Tagesschau ist? Klar ist, es gibt keinen starren Code, kein unveränderliches System, sondern einen anpassungsfähigen, in sich hochgradig strukturierten Vorrat an Bau- und Interpretationsprinzipien für Äußerungen. Neuerdings wird in diesem Zusammenhang auch von der besonderen Fluidität von Sprache gesprochen.²⁰ Aufgrund der Fähigkeit der Sprecher, den vielfältigen Verwendungssituationen für sprachliche Kommunikation mit ihren unterschiedlichen Anforderungen gerecht zu werden, bilden sich einzelne Vorräte, die Varietäten, heraus – ohne dass die Sprecher dies jemals verabredeten oder auch nur intendierten, aber doch als Summe kollektiver Anstrengung. Sie haben Familienähnlichkeit miteinander, wir verstehen sie meist auch querbeet. Es bestehen zwischen ihnen Übergänge und ein reger Austausch, und wir selbst wechseln als Sprecher von der einen zur anderen, nach Umständen, Absichten oder Launen.

Wissenschaft von der Sprache: gestern und heute

Wie bei anderen Disziplinen ist unsere wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprache durch die griechisch-römische Antike geprägt.²¹ Andere Traditionen, etwa die indische, deren bekanntestes Werk die Grammatik von Pāṇini ist, oder die arabisch, wurden in der westlichen Tradition wie in der modernen Sprachwissenschaft kaum rezipiert. Dabei gab es in der Antike nicht die eine sprachbezogene Wissenschaft, sondern sprachliche Themen wurden in der Grammatik, der Logik bzw. Dialektik, der Rhetorik oder der allgemeinen Philosophie verhandelt. Viele, ja fast alle Konzepte, die noch heute unser Wissen über Sprache strukturieren, wurden von antiken Denkern entwickelt und an die nachfolgenden Generationen weitergegeben. In philosophischer Annäherung reflektierte man das Verhältnis von Sprache und Denken oder Sprache und Welt. Dies kennzeichnet z. B. das Sprachdenken der Sophisten, von Platon, Aristoteles und den Stoikern. Eher philologisch, also auf das kritische Verständnis von Texten ausgerichtet, waren die alexandrinischen Grammatiker Dionysius Thrax (um 100 v. Chr.) und Apollonios Dyskolos (2. Jahrhundert n. Chr.) und in ihrer Nachfolge die römischen Grammatiker Aelius Donatus und Priscianus (4.–5. Jahrhundert). Dieser philologischen Schule verdanken wir in erster Linie die bis heute fortwirkende Lehre von den *partes orationis*, den Redeteilen bzw. Wortarten.

Im europäischen Spät-Mittelalter vertieften die so genannten Modisten, zu denen Roger Bacon, Johannes Duns Scotus oder Thomas von Erfurt zählen, die philosophischen Grundlagen der Grammatik, indem sie die *modi significandi*, die begrifflich-kategorialen Bedeutungen der überlieferten Wortarten und ihr Zusammenspiel zu bestimmen versuchten. Ab dem 14. und 15. Jahrhundert wurden – beginnend mit Dante Alighieris Verteidigung seiner toskanischen Muttersprache – die europäischen Volkssprachen gegenüber dem Lateinischen aufgewertet. Die Anfänge der deutschen Grammatikschreibung in deutscher Sprache, die in erster Linie auf eine Kultivierung der deutschen Sprache, die so genannte „Sprachrichtigkeit“, abzielte, sind mit Namen wie Ickelsamer, Schottelius und Gottsched verknüpft. Von der frühen Neuzeit bis zur Aufklärung gab es daneben starke rationalistische Strömungen, die sich z. B. in der Grammatik von Port Royal, aber auch etwa in Descartes' und vor allem Leibniz' Ideen zu einer Universalsprache auf mathematisch-logischer Grundlage niederschlugen.

Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts richtete sich dagegen der Blick auf das geschichtliche Werden von Sprachen und die Eigenart jeder Sprache. Rasmus Christian Rask, Franz Bopp, Jacob Grimm, August Schleicher und andere machten sich auf die Suche nach den gemeinsamen Ursprüngen der indoeuropäischen Sprachen. Wilhelm von Humboldt, die Brüder Schlegel und andere gewannen auch aufgrund der Beschäftigung mit Sprachen in anderen Weltteilen Einsicht in

die Vielfalt von Sprachtypen. Humboldt stellte zudem den engen Zusammenhang zwischen der „Denkungsart“ von Völkern und der eigentümlichen Form ihrer Sprachen heraus. Jacob Grimms „Deutsche Grammatik“ ist ein monumentales Dokument der Rückbesinnung auf die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache. Noch die so genannten Junggrammatiker um Karl Brugmann und Hermann Paul sahen in der Zeit um 1900 in der historischen Betrachtungsweise den einzig sinnvollen Zugang zur Sprachwissenschaft, wenn sie sich auch von der romantischen Verklärung älterer Sprachstufen abwandten und sich eher naturwissenschaftlichen Methoden verpflichtet sahen.

Überblickt man allerdings insgesamt die Geschichte des Sprachdenkens bis in die neuere Zeit, so lassen sich bei allen bedeutenden Errungenschaften doch unwissenschaftliche oder vorwissenschaftliche Züge erkennen: Sprache wurde nicht um ihrer selbst willen beschrieben und gelehrt, sondern um das Denken zu schulen, um rhetorische Fähigkeiten auszubilden oder überhaupt zu normgerechtem Schreiben und Sprachgebrauch anzuhalten. Die eigene Sprache wurde oft zur besten aller möglichen Sprachen erklärt und in den Dienst patriotischer und nationalistischer Bestrebungen gestellt. Oder gar – vor allem im Zeitalter der Neuentdeckung der Volkssprachen – zu einer der Sprachen, die dem Menschengeschlecht, neben Hebräisch, Griechisch und Latein, von Gott gegeben wurden und die als Ursprachen schon in grauer Vorzeit, vor der babylonischen Sprachverwirrung, gesprochen wurden.²²

Als Vater der modernen Sprachwissenschaft betrachten die Europäer den Schweizer Ferdinand de Saussure, dessen nach seinem Tod 1916 von Schülern niedergeschriebene Vorlesungsmanuskripte ihre Wirkung ab Mitte der 1920er Jahre entfalteten: Bedeutende Vertreter der neuen Sehweise sind die Prager Schule mit Roman Jakobson und Nikolaj Trubetzkoy und die Kopenhagener Schule um Louis Hjelmslev. In Deutschland allerdings, das sich in der Zeit des Nationalsozialismus, in den Kriegs- und Nachkriegsjahren von der internationalen Entwicklung in den Geisteswissenschaften abkapselte und überwiegend – sieht man von Einzelkämpfern wie dem Psychologen und Sprachtheoretiker Karl Bühler ab – eine eigene national gefärbte Sprach-Germanistik betrieb, wurde Saussure erst ab Mitte der 1960er Jahre rezipiert.

Auf Saussure gehen profilgebende Gedanken und Unterscheidungen zurück, unter anderem die folgenden drei: Er entwickelte das Konzept des bilateralen Zeichens als semiotische Grundeinheit der Sprache – darauf werde ich ausführlich in Kapitel 2 zu sprechen kommen. Er begründete eine Trennung zwischen *langage*, dem Sprachvermögen, *langue*, dem einzelsprachlichen Sprachsystem, und *parole*, der in Äußerungssituationen vollzogenen Rede. Und er etablierte die Unterscheidung zwischen synchroner, auf die Sprachverhältnisse in einer bestimmten Epoche gerichteter und diachroner Sprachbetrachtung, die sich mit Sprachveränderung

durch verschiedene Epochen hindurch befasst. Besonders wirkungsvoll war Saussures Verständnis der *langue* als ein Gebilde eigenen Rechts, dessen Elemente, die einzelnen Zeichen, durch ihre wechselseitigen Beziehungen und ‚Werte‘ (*valeurs*) innerhalb des Gebildes, durch ‚Differenz‘, bestimmt sind. Diese Betrachtungsweise wurde prägend für den – europäischen – Strukturalismus in anderen geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen, z. B. der Ethnologie mit Claude Lévy-Strauss oder der Literaturwissenschaft mit Roland Barthes.

Damit wurde – parallel zur Studentenbewegung – eine stürmische Entwicklung eingeleitet, die zunächst im Zeichen des Strukturalismus zur Etablierung der Linguistik als eigene Disziplin oder jeweils einzelsprachliche Teildisziplin führte. Aus dem amerikanischen Strukturalismus, der, befruchtet durch Feldforschungen zu den Sprachen der indigenen Völker, besonders stark empirisch ausgerichtet war und mit Namen wie Leonard Bloomfield, Edward Sapir oder Zellig S. Harris verknüpft ist, ging die Generative Grammatik Noam Chomskys hervor. Diese über Jahrzehnte die theoretische Diskussion beherrschende Schule, die nicht zuletzt durch die Entwicklung im Bereich formaler Sprachen und der Automatentheorie, also dem Vorläufer der Computerlinguistik, beeinflusst war, hat zahlreiche Wandlungen erlebt. Konstant geblieben jedoch ist die Vorstellung, dass Sprache ein ganz eigenes kognitives Modul des Menschen darstellt, das weitgehend bei allen Mitgliedern der Spezies identisch, also „angeboren“ ist. Diese interne Sprache (*i-language*) haben wir uns als eine abstrakte, grammatische Struktur vorzustellen, die den spezifischen Grammatiken einzelner Sprachen zugrunde liegt.

Die so genannte Systemlinguistik wurde durch zahlreiche Verbindungen mit benachbarten Disziplinen in Form von „Bindestrich“-Linguistiken, wie Sozio-, Ethno- oder Psycholinguistik ergänzt. Aber auch im Kernbereich, wo es um die Sprache „als solche“ geht, blieb die Generative Theorie nicht ohne Konkurrenz: Ihrem formalen Ansatz wurde eine funktionale – die Sprachfunktion dominant setzende – Herangehensweise entgegengesetzt, ihrer mentalistischen, auf Operationen des Geistes gründende Sprachkonzeption eine pragmatische, im sprachlichen Handeln begründete. Immer wieder sind in den vergangenen 50 Jahren neue Strömungen zu verzeichnen, sei es durch die Rezeption sprachphilosophischer Ansätze wie, ab den 1970er Jahren, der analytischen Philosophie bzw. der „Philosophie der normalen Sprache“, durch den Aufschwung der kognitiven Psychologie und Anthropologie, sei es durch die technologische Entwicklung mit neuen Zugriffsverfahren zu sprachlichen Daten oder den Zuwachs an Wissen über die Sprachen der Welt. Für die Beschreibung des Deutschen bedeutet die lange Forschungstradition und die derzeitige Blüte der Sprachwissenschaft, dass wir aus dem Vollen schöpfen können. So ergibt sich die Aufgabe, das Wissen über eine der am besten wissenschaftlich erfassten Sprachen überhaupt nicht im Elfenbeinturm zu horten und zu akkumulieren, sondern für Interessierte zugänglich zu machen.

Schwerpunkt: Grammatik und Wortschatz

Die meisten Aspekte, die ich soeben in einer Art Tour d'horizon umrissen habe, bleiben bei diesem Blick auf das Deutsche im Hintergrund. Grammatik und in zweiter Linie der Wortschatz stehen im Vordergrund. Dabei beziehe ich mich in der Regel auf die deutsche Standardsprache, die ich aber keineswegs eng und festgezurrte sehe, sondern (siehe oben) als ein offenes und variables Gebilde. Die Beschränkung auf die Standardsprache hat methodisch erhebliche Vorteile: Sie ist vergleichsweise wohl bestimmt, gut beschrieben und vor allem klar abgegrenzt gegenüber anderen Standardsprachen. Kontinua wie bei Dialekten gibt es hier nicht. Dialekte können ja unter Umständen auch Landesgrenzen überschreiten – man denke an die alemannischen und fränkischen Dialekte rechts und links des Rheins. Und dabei mag die Konzentration auf Grammatik einen tieferen Sinn haben: „Sprache nenne ich nur das, wovon sich eine Grammatik schreiben lässt“ heißt es bei Ludwig Wittgenstein.²³ Mir geht es in erster Linie um Denkanstöße, die sich auch aus Anlass von Besonderheiten, die das Deutsche auszeichnen, einstellen können. Sprache überhaupt und jede einzelne Sprache bieten Anlässe zuhauf zum Staunen, zum Nachdenken und Diskutieren. Wenn, wie dies gelegentlich geschieht, der Umgang mit Sprache auf die Anleitung zum sprachlichen Wohlverhalten, zur grammatischen Etikette reduziert wird, so erscheint mir dies zu vordergründig. Dadurch wird, so sinnvoll die Erinnerung an etablierte Sprachnormen im Einzelnen sein mag, der Blick auf das „Wunder der Sprache“ verstellt.

Dieses Wunder besteht für mich, auf einen einfachen Nenner gebracht, darin, dass auf der Basis eines minimalen Inventars von Sprachlauten das Universum sprachlich verfasster Mitteilungen erzeugt werden kann. Und dies tausendfach in den Sprachen der Welt, wiederum durch Variation in einem beschränkten Lautinventar, im Wortschatz und in der Grammatik. Um dieses Wunder ein wenig greifbarer zu machen, habe ich den einleitenden Abriss zu den Facetten von Sprache vorangestellt: Eine einzelne Sprache, das Deutsche, kann für sich nicht verstanden werden, ohne den Hintergrund des menschlichen Sprachvermögens, der kulturellen und sozialen Entwicklung und dem unsichtbaren Band zwischen allen Sprachen, das sichtbarer wird, wenn wir miteinander realiter verbundene Sprachen in den Blick nehmen. Das Betrachten einer einzelnen Sprache wie des Deutschen kann im Kleinen zeigen, wie die mannigfachen Differenzierungen auf der Inhaltsseite von Sprache bewerkstelligt werden – was dabei explizit gemacht und was nur nahegelegt wird.

Sprache gehört zum Menschen. Möglicherweise macht gar die Sprachfähigkeit den Menschen aus.²⁴ Über eine, mindestens eine Sprache zu verfügen, ist eine Selbstverständlichkeit. Wie bei anderen Selbstverständlichkeiten verkennen wir das Rätselhafte und Wunderbare, das sich dahinter verbirgt. Wie kann

es denn sein, dass die Kombination von in unserem Mundraum und der Kehle hervorgebrachten Lauten nicht nur die ganze Welt erschließt, sondern uns Zugang zu den Gedanken der anderen verschafft und unser Zusammenleben koordiniert? Das semantische Räderwerk der Sprache ist kaum ein Gegenstand der Neugier. Anders als zu den Phänomenen der äußeren Natur, der Geschichte oder auch neuerdings zu Geist und Gefühl des Menschen gibt es kaum Sachbücher, in denen jedermann sich über die semantische Natur der Sprache, das Zustandekommen von Bedeutung informieren kann. Dies liegt nicht nur an der erwähnten Gleichgültigkeit gegenüber dem selbstverständlich Gegebenen, sondern hat noch andere Gründe. Sprache erscheint vielen nur als Mittel zum Zweck. Der Zweck weckt Interesse, seien es die geäußerten Erkenntnisse, die ausgedrückten Gefühle oder die Effizienz, die etwa in Rechts- oder Wirtschaftskommunikation erzielt werden kann. Die als Transportmittel verkannte Sprache mag selbst unerklärt bleiben. Auch für Intellektuelle, zumal Geisteswissenschaftler, hat Sprache als solche wohl keinen besonderen Stellenwert. Nur wenn sie schöne Literatur geworden ist, verdient sie Zuwendung – so eine weit verbreitete Haltung unter Lehrenden wie Lernenden an den Universitäten oder auch bei der schreibenden Zunft selbst.²⁵

Bedeutender noch ist, dass wir kaum über Methoden, Wege und Beschreibungsmittel verfügen, die die Funktionsweise von Sprache klären helfen. Worin könnten diese bestehen? Dem Geist der Zeit entsprechend werden wir am ehesten auf neurologische Verfahren setzen. Aber ebenso wenig wie (zumindest derzeit) die Arbeitsweise des Gehirns uns Zugang zur Tätigkeit unseres Geistes gewährleistet – jene sagt uns nur, dass diese stattfindet, nicht, worin sie besteht – so wenig verschaffen uns die Aktivitäten der Sprachzentren im Gehirn einen Zugang zur semantischen Funktionsweise von Sprache. So sind wir denn wie eh und je auf das Erklären von Sprache mit Hilfe von Sprache zurückgeworfen. Zwar haben Sprachforscher unter Anleitung der mathematischen Logik künstliche Sprachen entwickelt, die als sogenannte ‚Metasprachen‘ für unsere natürlichen Sprachen dienen können. Auch ich habe mich von diesen Konstrukten faszinieren lassen und verdanke ihnen vieles. Letztlich sind solche künstlichen Sprachen immer aus der natürlichen abgeleitet: Sie mögen Vorteile und auch Erkenntniswert haben, indem sie ökonomischer sind, Zweideutigkeiten vermeiden und ggf. die einzelnen Aspekte deutlich voneinander separieren, die in der natürlichen Sprache aneinander gekoppelt und miteinander vermischt sind. Am Ende sind Repräsentationen in ihnen aber nur Übersetzungen aus dem bekannten, aber in gewisser Weise unverstandenen natürlichen in einen künstlichen Code, für dessen Interpretation wir aus den Hypothesen über den natürlichen Code schöpfen. Für ein Unternehmen wie das vorliegende sind solche Formalisierungen nicht geeignet.

Ich werde nur sporadisch auf Sprachgeschichtliches eingehen. Einfach deshalb, weil dies ein zu weites Feld wäre und weil ich hier auch nicht Expertin bin. Ich werde besonders dann versuchen, auch sprachgeschichtliche Vorgänge ins Bewusstsein zu rufen, wenn es sich um so genannte ‚Grammatikalisierung‘ handelt. Damit ist gemeint, dass grammatische Kategorien in vielen Fällen auf Wortmaterial zurückgehen, das über einen langen Nutzungszeitraum oft bis zur Unkenntlichkeit verändert, seines selbstständigen Status beraubt und reduziert wurde. Ein bekanntes Beispiel ist die Entstehung des Futurs in romanischen Sprachen. So geht französisch *chanterai* ‚ich werde singen‘ zurück auf lateinisch *cantare habeo*, das in etwa zu übersetzen ist als ‚ich habe zu singen‘. Grammatikalisierung ist einer der Motoren des Sprachwandels. Sprachwandel schließlich führt dazu, dass „tote“ Sprachen wie das Lateinische nicht wirklich vergangen sind, sondern in ihren Tochtersprachen wiedergeboren werden können.²⁶

Die Methode Sprachvergleich

Erst im Sprachvergleich erschließt sich nach Leibniz die „wunderbare Mannigfaltigkeit“ des menschlichen Geistes.²⁷ Anders als der sprachwissenschaftliche Mainstream der vergangenen Jahrzehnte, nämlich Chomskys Universalgrammatik, betrachte ich nicht den syntaktischen Bau der Sprache, also die Art und Weise, wie Sätze hergestellt werden, als das geheime Band. Ich schließe die Existenz von kognitiv und letztlich neuronal verankerten syntaktischen Prinzipien nicht aus. Darum wird es aber hier nicht gehen. Sehr viel offensichtlicher und aus meiner Sicht auch bedeutsamer als gemeinsame syntaktische Bauprinzipien sind doch die funktionalen Gemeinsamkeiten zwischen den Sprachen. Alle Sprachen leisten im Grunde dasselbe: Sie ermöglichen die interpersonale Kommunikation. Und das heißt eine ganze Menge, wie ich im zweiten Kapitel dieses Buches hoffe zeigen zu können.

Warum nun, so wird man fragen, entschließt sich die Autorin nicht, entweder über Sprache allgemein zu sprechen oder (im Sinne des ausschließlichen oder) über das Deutsche? Warum will sie etwas dazwischen? Weil man, nur wenn man konkret wird, Vernünftiges über allgemeine Prinzipien aussagen kann. Deshalb also spreche ich über die Einzelsprache, die ich am besten kenne, das Deutsche. Dies ist der erste Teil der Antwort. Weil man Interessantes und Relevantes über sprachliche Angelegenheiten nur dann sagen kann, wenn man es auf das geheime Band zwischen den Sprachen bezieht. Weil also das Besondere nur interessiert, wenn es auf der Folie des Allgemeinen erkennbar wird. Dies ist der zweite Teil der Antwort. Und es fehlt noch ein dritter: Die Verallgemeinerung wieder wird nur fassbar, wenn auch sie konkret gemacht wird über den Vergleich mit anderen Sprachen.

Warum europäische Sprachen im Vergleich mit dem Deutschen?

Der Leser wird im Folgenden das Deutsche vor allem mit Englisch, Französisch, Polnisch und Ungarisch verglichen sehen. Da kenne ich mich am besten aus und habe meine Gewährsleute. Immerhin sind bei dieser kleinen Auswahl die wichtigsten Zweige der indoeuropäischen Sprachfamilie berücksichtigt sowie mit Ungarisch eine nicht-indoeuropäische Sprache. Andere europäische Sprachen werden zwar ebenfalls herangezogen, aber da verlasse ich mich auf die Fachliteratur. Das gilt selbstverständlich auch für Hinweise auf außereuropäische Sprachen, auf die ich gelegentlich zu sprechen komme, vor allem um zu zeigen, wie ganz anders als auf unserem Kontinent Sprachen in der weiten Welt funktionieren können.

Die Entscheidung, das Deutsche auf dem Hintergrund anderer europäischer Sprachen zu betrachten, hat nicht nur sprachbezogene Gründe: Das Buch wird zeigen, wie nah das Deutsche seinen engeren und weiteren Nachbarsprachen steht und wie „eigen“ es dennoch ist und bleibt. Aber aus diesem Befund soll auch eine andere „Botschaft“, wenn man so will, erwachsen: Europa gehört zusammen, und dafür legen auch die Sprachen, die hier gesprochen werden, in ihrer Vielfalt und durch ihre mannigfachen Zusammenhänge, Zeugnis ab. Die Abstinenz der Germanistik, was kulturpolitische oder politische Fragen allgemein angeht, wird des Öfteren beklagt. Anders als Politikwissenschaft oder Soziologie mische sich die Wissenschaft von deutscher Sprache und Kultur nicht ein, obwohl es doch Fragen zum kulturellen Selbstverständnis, zur Sprachenpolitik usw. zu verhandeln gebe. Das vorliegende Buch soll auch als eine Aussage hierzu verstanden werden. Es tritt ein für das Deutsche als europäische Sprache. Isolationismus und Protektionismus verbieten sich aus Gründen der Sprachgeschichte und aus dem strukturellen Befund. Die folgenden Kapitel sollen Evidenz für diese strukturelle Zusammengehörigkeit liefern. Und damit zeigen, dass wir sprachlich zumindest „gute Europäer“ sind.

Die Motive der Autorin

Was hat mich zu diesem Buch motiviert? Nun, es fehlt aus meiner Sicht an für einen breiten Leserkreis verständlichen Einlassungen zum Thema Sprache, die nur auf den Wissensdurst, die Entdeckerfreude und die Liebe zur Sprache beim Leser ausgerichtet sind, ohne direkt einem verwertbaren Zweck zu dienen oder der Lust an der Sprachkritik bzw. allgemein der Besserwisseri zu fröhnen. Nachdem ich viele Jahre das Deutsche und seine Grammatik erforscht und beschrie-

ben habe, habe ich jetzt den Überblick, die Distanz und die nötige Ruhe, ein solches Buch zu schreiben.

Man kann nun einwenden, es gebe neuerdings eine ganze Reihe von seriösen Büchern, in denen ohne erhobenen Zeigefinger Wissenswertes zum Thema Sprache vermittelt werde. Meist aber geht es dann, wie etwa in den Büchern von Jürgen Trabant (2008) oder Harald Weinrich (2001b), um Sprache ganz allgemein, um das in ihr aufgehobene kulturelle Gedächtnis, um Grenzgebiete zwischen Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie oder auch Sprache und Literatur, am Rande auch um sprachkulturelle oder sprachpolitische Fragen. Auch die Sprachen der Welt (vgl. das sehr lesenswerte Buch von Evans 2014) und ihr Ursprung (vgl. Wunderlich 2015) sind ein neuerdings für einen größeren Interessiertenkreis aufbereitetes Thema.

Das spezifische Sprachbauwerk einer Einzelsprache und zwar des Deutschen wird aber kaum auf diese nicht im engeren Sinne fachliche und „zweckfreie“ Art und Weise in den Blick genommen. Tue ich das wirklich? – wird man fragen. Ist mein Unternehmen so zweckfrei? Oder geht es mir, mehr oder weniger offen gestanden, auch um eine Aktion aus „verzweifelte(r) Sprach-Passion“,²⁸ um die deutsche Sprache als eine von vielen Sprachen in einem mehrsprachigen Europa noch zu retten, bevor der Trend zur Einheitssprache Wirklichkeit geworden ist? Dies ist ja ein Szenario, das viele befürchten.²⁹

Auch ich denke, dass wir sorgsam mit unserer Muttersprache umgehen sollten. Aber zum Alarmismus besteht keinerlei Anlass. Das Deutsche ist in seiner Geschichte in unterschiedlichen Epochen massiv „fremdem“ Einfluss ausgesetzt gewesen, vom Einfluss des Lateinischen vom Beginn der althochdeutschen Zeit an über den des Französischen vor allem im Zeitalter des Absolutismus, und es ist nicht nur unbeschadet, sondern bereichert und gestärkt aus diesen Sprachepochen hervorgegangen – hat Fremdes integriert und assimiliert. Diese positiven Aspekte werden in zahlreichen Publikationen hervorgehoben.³⁰

Man mag einwenden, dass der Einfluss des Englischen im Zeitalter der Globalisierung sehr viel bedrängender ist und dass, anders als etwa in Zeiten Philipp von Zesen oder Johann Heinrich Campe, kein nennenswerter Widerstand zu erwarten ist – die allem Nationalen abholde Mentalität im Nachkriegsdeutschland erstreckte sich auch auf Sprachdinge. Weder institutionell noch individuell werde etwas für die Pflege, die internationale Geltung oder gar die „Reinerhaltung“ des Deutschen getan. Es ist zu begrüßen, dass nun eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme zum heutigen Deutsch durchgeführt wird, bei der auch der gegenwärtige Sprachwandel und der Einfluss eines globalisierten Englisch berücksichtigt werden. Ergebnisse liegen mit den beiden 2013 und 2017 erschienenen Berichten „zur Lage der deutschen Sprache“ vor, die die Deutsche Akademie für Sprache

und Dichtung in Auftrag gegeben hat. Thema dieses Buches ist eine Bewertung des Zustands des Deutschen nicht.

Was der Leser erwarten kann und was nicht. Was ich vom Leser erwarte und was nicht

Selbstverständlich kann der Leser in diesem Buch wissenschaftlich seriöse Information über das Deutsche und die anderen Sprachen, die ich im Vergleich heranziehe, erwarten. Bei Letzterem habe ich mich stets bei muttersprachlichen Kollegen und Freundinnen rückversichert. Ihnen danke ich an dieser Stelle herzlich. Der Wunsch, Interessantes zu vermitteln, darf nicht zu Lasten der Fakten gehen. Allerdings muss das Bild, das ich entwerfen kann, unvollständig bleiben. Jedoch wird es sich nicht um versprengte Einzelteile handeln, sondern man wird das Gesamtporträt erkennen oder zumindest erahnen können. Denn im letzten Kapitel versuche ich, die Puzzlestücke zusammenzufügen. Der eine oder andere Leser wird sich, so hoffe ich, anregen lassen, fehlende Puzzlestücke selbst zu ergänzen.

Ich stelle mir einen Leser vor, der auch andere Sachbücher zu natur- oder kulturwissenschaftlichen Themengebieten lesen würde, der aber eine (vielleicht nostalgisch zu nennende) besondere Zuneigung zur Sprache hat. Vielleicht reizt es ihn wie mich, dass wir nicht vollständig, jedenfalls heute noch nicht, verstehen können, was es mit dem Phänomen Sprache auf sich hat. Und darüber hinaus einen Leser oder eine Leserin, die dabei nicht nur abstrakt und philosophisch bleiben möchte, sondern beim Nachdenken über Sprache gern eine lebendige, gelebte und geliebte Sprache im Kopf und an der Seite hat. Zu bedenken gebe ich, dass ich am ehesten bei Aussagen über Grammatisches im engeren Sinne, also Fragen der Morphologie und der Syntax, Expertin bin. Daher mag es dem geneigten Leser paradox erscheinen, dass ich gerade auf die semantischen, sprachtheoretischen oder gar sprachphilosophischen Grundlegungen besonderen Wert lege – also Themen, zu denen ich nicht wissenschaftlich gearbeitet habe. Ich denke allerdings, dass mich eine Gemeinsamkeit im Wissenwollen oder die Faszination durch weniger bekanntes, aber unbedingt erforschenswertes Terrain mit dem Leser besonders verbinden können.

Ich hoffe – neben dem Interesse an Fakten – auch auf Lust an der Reflexion, vielleicht gar Spekulation, gerade bei den weniger bekannten und erforschten Sprachfragen. Denn wir werden immer wieder an die Grenzen des gesicherten Wissens stoßen. Und dann kann ich gelegentlich der Versuchung nicht widerstehen, auch Vermutungen zu äußern, Mutmaßungen darüber, wie es wäre, wenn etwas anders wäre in unserer Sprache, oder warum etwas so ist, wie es ist. Dabei habe ich die Mahnungen von Lehrern und Kollegen durchaus

im Ohr, dass teleologische Erklärungen oder auch essentialistische nichts zu suchen haben in der Wissenschaft. Andererseits traue ich meinen Lesern zu, unterscheiden zu können zwischen Wissen und Vermutung. Solche Spekulationen erscheinen mir vor allem als Denksport dort geeignet zu sein, wo mir gängige Denkmuster allzu einfach erscheinen und wo es helfen könnte, ein wenig um die Ecke zu denken.

Ein Beispiel: Das Merkmal des Deutschen, das in jüngster Zeit am meisten diskutiert wurde und an dem, lax gesagt, am meisten herumgedoktert wird, ist das Verhältnis von Genus und Sexus bzw. Gender. Ausgangspunkt schon in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts war die Tatsache, dass im Deutschen in der Regel die Bezeichnungen für weibliche Personen „sekundär“ sind zu denen für männliche, insofern als z. B. an maskuline Personenbezeichnungen oder Bezeichnungen für höhere Tiere das Suffix *-in* angehängt wird wie in *Held – Heldin*, *Kunde – Kundin*, *Lehrer – Lehrerin*, *Hund – Hündin*, um feminine Bezeichnungen für weibliche Exemplare zu erzeugen. Oder dass wir einfach die maskuline Form wählen, das so genannte generische Maskulinum, wenn wir auf Personen beiderlei Geschlechts generell Bezug nehmen wollen, z. B. in einem Schlagwort wie „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“. Inzwischen hat sich diese Anfangskritik ausgeweitet zu der Forderung, die binäre sprachliche Sortierung nach dem Sexus von Personen aufzuheben zugunsten der Sichtbarmachung von prinzipiell offenen Gender-Distinktionen. Hier lohnt es sich, die grundsätzliche Frage zu stellen, was Sprache, was besonders grammatische oder lexikalische Unterscheidungen überhaupt leisten können. Denn betroffen sind letztlich so fundamentale Kategorien wie die Genera Maskulinum, Femininum und Neutrum, die mit ihrer diskreten Unterscheidung von genau drei Klassen von Bezeichnungen für die Gegenstände der Welt denkbar ungeeignet sind, um die Vielfalt real gegebener, gesellschaftlich wünschenswerter oder sozial konstruierter Klassifikationen (wie etwa die nach dem Gender) abzubilden. Meine Argumentation hierzu finden Sie im vierten Kapitel dieses Buches.

Ein paar Worte noch zum Aufbau des Buches und der einzelnen Kapitel: An dieses Einleitungskapitel schließt sich eines zu den Funktionen von Sprache an, soweit diese sich aus dem Sprachsystem ergeben, sich also in Wortschatz und Grammatik einer Sprache manifestieren. Dieses Kapitel ist eine Art Leitfaden und Referenzort für alle Aussagen, die später im Detail zur Deutung einzelner Formen und Konstruktionen gemacht werden. Darauf folgen mit den Kapiteln 3 bis 7 Darstellungen der wesentlichen Bausteine von Satz und Text, beginnend mit dem verbalen und nominalen Bereich. Sodann steigen wir zu den größeren Einheiten Satz und Text auf. Die Struktur des Wortschatzes interessiert hier in erster Linie in Kontrast und Konkurrenz zur Kombinatorik durch Verkettung von Wörtern in Satz und Text. Dieses Thema folgt also erst hernach. Den Abschluss bildet in Ka-

pitel 8 die in Aussicht gestellte Skizze des Gesamtporträts der deutschen Sprache. Zu Beginn der Sachkapitel 3 bis 7 greife ich nach Möglichkeit als Aufhänger auf ein authentisches Sprachbeispiel (oder auch mehrere) z. B. aus den Medien zurück, an dem sprachliche Regeln, Probleme oder Missverständnisse illustriert werden können. Daraus soll in dieser Einstiegspassage ein orientierender Vorgriff auf die folgende Erörterung des Phänomens entwickelt werden. Den Kapiteln 2 bis 7 wird keine abschließende Zusammenfassung angefügt. Eine solche findet sich als erster Teil von Kapitel 8. Damit ergibt sich die Möglichkeit, die Ergebnisse der einzelnen Sachkapitel direkt in das Sprachporträt einfließen zu lassen. Die Informationen innerhalb der Kapitel werden durch Anmerkungen ergänzt, in denen der Leser sich bei Bedarf über die Hintergründe, auf die ich mich stütze, Nebenthemen oder über wichtige Literatur zum Thema informieren kann. Diese erscheinen kapitelweise geordnet im Anhang. Weniger geläufige linguistische Fachtermini werden im Text durch Paraphrasierung erläutert. Ein Schlagwortregister soll das rasche Auffinden zentraler Begrifflichkeit ermöglichen.

Das Deutsche, die deutsche Sprache, wurde mit allerlei Attributen bedacht: Es sei eine schwere Sprache, klagen vor allem Deutschlernende. Nein, es sei eine reife Sprache, formulieren Sprachwissenschaftler vorsichtiger. Ich enthalte mich eines solchen wertenden Adjektivs, wenn ich von der europäischen Sprache Deutsch oder vom Deutschen als europäische Sprache spreche.

Kapitel 2

Wozu Sprache(n)? Worin besteht der Beitrag von Wörtern und Sätzen zur kommunikativen Funktion?

1 Einstieg

Der Wortschatz einer Sprache gilt vielen als ihr eigentlicher Reichtum. Die Anzahl der Wörter der deutschen Sprache geht je nach Zählweise in die Millionen oder gar in die Milliarden. Auch die Länge deutscher Wörter kann Anlass zum Staunen sein. In der im Juli 2009 erschienenen 25. Auflage des Rechtschreibbuchs wird *Kraftfahrzeug-Haftpflichtversicherung* mit 36 Buchstaben als längstes verzeichnetes Wort genannt. Es liegt somit weit über der mit 10,6 zu beziffernden Durchschnittslänge des deutschen Wortes. Nicht zu vergessen auch die Top-Drei in der Disziplin Vokalhäufung, nämlich *zweieiig*, *Donauauen* und *Treueeid* mit jeweils fünf aufeinanderfolgenden Vokalen – wobei die Diphthonge <au> und <ei> nur in der Schrift eindeutig als zwei getrennte Elemente zu bewerten sind. Die Hannoversche Zeitung vom 6. Juli 2009 steht dieser Form von Sprachstatistik kritisch gegenüber, sie spricht von einem „Sprachquiz“. Vielleicht aber, so liest man weiter, mache diese populäre Form des Wissens „Lust auf die deutsche Sprache, die für viele Nutzer ja sowieso ein Rätsel ist.“ Rätselhaft ist vor allem, wie Sprache funktioniert und was sie eigentlich leistet.

Bei einzelnen Wörtern scheint das zunächst noch recht einfach und klar zu sein. Wörter wie *Baum* oder *Bär* scheinen als Zeichen „irgendwie“, z. B. vermittelt über Bilder vor unserem geistigen Auge, für Dinge in der Welt zu stehen. Wir werfen uns aber keineswegs nur Wörter an den Kopf, sondern äußern – meist – Kombinationen von Wörtern, typischerweise in Form von Sätzen. Die eigentliche Aufgabe von Sprache kann also nicht darin bestehen, uns einzelne Dinge der Welt abzubilden. Des Rätsels Lösung liegt wohl in der Idee, dass mit Äußerungen – sofern sie vom Hörer über Schlussfolgerungen aus dem Gesagten verstanden werden – Handlungen vollzogen werden. Äußerungen sind also Instrumente des Handelns. Die Sprecher verändern etwas, sie schaffen neue Tatsachen, beeinflussen die Sicht des Hörers auf die Welt oder „arbeiten“ an den Absichten und Vorhaben des Hörers. Das können wir als die eigentliche Leistung oder Funktion von Sprache verstehen. Und diese Funktion wird vor allem mit Hilfe der Grammatik erreicht. Die Grammatik ist die für jede Sprache individualisierte Bauanleitung für die Werkzeuge des sprachlichen Handelns. Mit ihrer Hilfe verbinden sich einzelne Wortbedeutungen zu Satzbedeutungen.

In diesem Kapitel versuchen wir dem Rätsel, das sich im Wortschatz, vor allem aber in der Grammatik von Sprachen allgemein und des Deutschen im Besonderen verbirgt, etwas auf die Spur zu kommen. Obwohl sich Grammatiken erheblich unterscheiden, müssen sie Werkzeuge für universal vergleichbare Aufgaben liefern, die Bauteile müssen also funktional analog sein. Wir gehen nach allgemeineren Vorklärungen zum Wesen von Wortschatz und Grammatik in Unterkapitel 2 in insgesamt vier Runden der Frage nach, worin diese funktionalen Bausteine bestehen und wie sie sich jeweils in Wortschatz und Grammatik in erster Linie des Deutschen manifestieren.

2 Wortschatz und Grammatik: Was zeichnet sie aus?

2.1 Wortschatz: der wahre Reichtum einer Sprache?

Wenn wir gefragt werden, was eine Sprache ausmache, denken wir zuerst an den Wortschatz. Die schiere Menge an Wörtern überwältigt denjenigen, der eine fremde Sprache lernen will, ebenso wie denjenigen, der ein Wörterbuch, z. B. das „Deutsche Wörterbuch“ von Jacob und Wilhelm Grimm, das „Große Wörterbuch der deutschen Sprache“, das „Oxford English Dictionary“ (OED) oder den „Grand Robert“ zu Rate ziehen will. Der „Grimm“, der nur den Stand des deutschen Wortschatzes um 1900 erfasst, soll ca. 350.000 Stichwörter enthalten, das in der letzten Auflage im Duden-Verlag 1999 in zehn Bänden erschienene „Große Wörterbuch“ etwa 200.000, das OED ca. 620.000 und der „Grand Robert“ 100.000.¹ Das heißt jedoch nicht unbedingt, dass Englisch mehr Wörter hat als Deutsch oder dass Französisch noch weiter zurückbliebe. Was als eigenes Stichwort angesetzt wird, kann zwischen Wörterbüchern erheblich variieren. So ist es gerade im Deutschen offen, welche Zusammensetzungen es verdienen, überhaupt im Wörterbuch eigens erwähnt zu werden: Das „Große Wörterbuch“ z. B. nimmt sowohl *Aasgeruch* als auch *Aasgestank* als eigene Stichwörter auf. Dagegen erwähnt das „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“ (WDG) nur *Aasgestank* und vertraut darauf, dass jedermann, der *Aasgestank* versteht, auch *Aasgeruch* versteht. Welche „durchsichtigen“ Komposita dieser Art überhaupt aufzunehmen sind, ist also Interpretationssache. Zudem verfahren diese beiden Wörterbücher bei Komposita ohnehin unterschiedlich. Das WDG versammelt *Aasfliege*, *aasfressend*, *Aasfresser*, *Aasgeier*, *Aasgestank*, *Aasjäger*, *Aaskäfer* und *Aasvogel* unter einem einzigen Stichwort *Aas-*, *aas-*. Dagegen verzeichnet das „Große Wörterbuch“ alle Komposita mit *Aas* als erstem Bestandteil als jeweils eigene Stichwörter.